

DRESDNER REDEN 2019

24. Februar 2019

Robert Menasse

Der Preis der Werte

Eine Veranstaltungsreihe des Staatsschauspiels Dresden und der Sächsischen Zeitung.



**STAATSSCHAUSPIEL
DRESDEN**



**SÄCHSISCHE
ZEITUNG**

DRESDNER REDEN 2019

in Kooperation mit der Sächsischen Zeitung

3. Februar 2019, 11.00 Uhr

Doris Dörrie *Regisseurin, Filmproduzentin und Schriftstellerin*

Auf Wanderschaft. Fremd und zuhause. Meine Heimat und ich.

17. Februar 2019, 11.00 Uhr

Karola Wille *Intendantin des MDR*

Es geht um Demokratie – Unser gemeinsamer freier Rundfunk

24. Februar 2019, 11.00 Uhr

Robert Menasse *Romancier und Essayist*

Der Preis der Werte

10. März 2019, 11.00 Uhr

Ian Kershaw *Historiker und Schriftsteller*

Europas Krise und Zukunftsperspektiven

Der österreichische Romancier und Essayist **Robert Menasse**, der für seinen Europa-Roman **DIE HAUPTSTADT** mit dem Deutschen Buchpreis 2017 ausgezeichnet worden ist, spricht in seiner Dresdner Rede am 24. Februar über **DEN PREIS DER WERTE**. Ist es wirklich niemandem aufgefallen, dass zum ersten Mal seit 1945, seit die verwüstete europäische Zivilisation unter dem Baldachin „unserer Werte“ wieder aufgebaut wurde, „unsere Werte“ auf dem Weltmarkt einen präzisen Preis, auf den Euro oder Dollar genau, bekamen – und um diesen Preis tatsächlich verkauft wurden? Es ist geschehen. Was haben wir jetzt noch? Warum hört man kein Höllengelächter, wenn am Sonntag „unsere Werte“ beschworen werden? Was bedeutet das für unser Leben in Europa? Was bedeutet das für die Literatur als Reflexion unserer Zeitgenossenschaft? Was hat überhaupt noch Bedeutung?

VORSTELLUNG DURCH JULIA WEINREICH, STAATSSCHAUSPIEL DRESDEN

Meine sehr verehrten Damen und Herren, lieber Robert Menasse,

da es „keinen guten Anfang geben kann, weil es gar keinen Anfang gibt und jeder denkbare erste Satz bereits ein Ende ist“, wie es in Ihrem Europa-Roman DIE HAUPTSTADT zu Beginn des ersten Kapitels heißt, halte ich es wie Ihr Protagonist Martin Susman und werde einfach eine Vorgeschichte erzählen.

Eines Ihrer Bücher heißt ICH KANN JEDER SAGEN. Es ist ein Erzählband, in dem es auch eine Geschichte über Dresden gibt, diese Stadt mit dem „Rätselrest“, wie Sie selbst dieses Dresden bei unserer ersten Begegnung recht passend beschrieben haben. Ich kannte die Geschichte nicht, wie ich im Grunde kein anderes Buch von Ihnen kannte außer eben jenem Roman DIE HAUPTSTADT, für den Sie mit dem Deutschen Buchpreis 2017 ausgezeichnet worden sind. Nun, ich musste Ihnen, Herr Menasse, versprechen ROMANTISCHE IRRTÜMER – die Dresden-Geschichte zu lesen. Das habe ich getan. Ich will sie Ihnen, liebes Publikum, nicht vorenthalten:

Der Ich-Erzähler, ein Wiener Jude, fährt von Weimar, wo er – absichtlich – weder das Goethe-Museum noch das Schillerhaus besucht, nach Dresden, um dort ausgerechnet im Schillergarten am Blauen Wunder sein Bier zu trinken. Ihm ist elend zumute, was entweder an dem hohen Alkohol- und Zigarettenkonsum der Vornacht liegen könnte oder am Sächsischen Sauerbraten, der erst süß schmeckt und dann sauer aufstößt. Vielleicht ist es aber auch das schlechte Gewissen, das ihn plagt, hatte er doch in Weimar auf Herrn Schwitters Frage, wohin die Reise jetzt weiterginge, gesagt: „Ich werde ins KZ gehen und dort die Zeit totschiessen.“ Herr Schwitters, der offenkundig schon eine Antwortfloskel parat hatte, sagte ohne zu überlegen: „Also dann, einen schönen Tag noch!“

Ähnlich scharfzüngig und bitterböse geht die Geschichte dann weiter. Der Erzähler fährt noch nach Buchenwald, schlägt dort die Zeit tot, um pünktlich zur Bombardierung Dresdens um Viertel nach acht in der Sächsischen Hauptstadt zu sein. Immerhin – das mit dem Raucherzimmer im Hotel hat geklappt – Blick auf das Blaue Wunder inclusive. Das flaue, leicht brennende Gefühl im Magen wird er in dieser Stadt allerdings nicht mehr los. Im Gegenteil: Das körperliche Unwohlsein breitet sich zum seelischen Kater aus, wird zu einer veritablen Depression. Vom Brückenpfeiler wird er von einer jungen Frau Namens Rita des Nachts gerettet, und ich musste beim Lesen

unweigerlich an den kleinen Erich Kästner denken, der seine depressive Mutter Ida auch vorm tödlichen Sprung in die Elbe gerettet hat. Und auch später, wenn der Erzähler Sätze sagt wie „Das Wilde, Ungezügelmte, das sich in die Schönheit fügt, Dresden, die Elbe, ist die Wahrheit, die Ort gewordene Sehnsucht“, erinnert mich das an Kästners Schwärmerei für seine Geburtsstadt. – Für den Anti-Helden dieser Erzählung allerdings ist Dresden ein „romantischer Irrtum“, und darin unterscheidet er sich von Erich Kästner dann doch maßgeblich. Er hat kein Mitleid mit der Stadt. Ist er doch als Wiener Judenkind von anständigen Leuten – out of all places – in Coventry aufgenommen worden, die nie in der Oper waren, keine goldenen Kuppeln kannten, stattdessen in der Fabrik arbeiteten und unter enormer Anstrengung ein Leben in Anstand führten. „Nichts lässt mich so kalt wie die Tränen, die um Dresden vergossen wurden. I couldn't care less“, heißt es an einer Stelle und an einer anderen: „Traurig ist nicht das zerstörte Dresden. Traurig sind die Tode jener, die nicht gefragt wurden. Die Tode der sechs Millionen.“ Erkennen wir in dem Wiener Judenkind vielleicht den Vater des Verfassers dieser Kurzgeschichte wieder: Hans Menasse, der ja auch mit einem der letzten Rettungstransporte für jüdische Kinder 1938 von Deutschland in Richtung England flüchten musste, bevor er nach seiner Rückkehr als professioneller Fußballer 1955 den Meistertitel für Österreich holte? Wir können es nur mutmaßen. Wissen können wir es nicht.

ICH KANN JEDER SAGEN heißt der Erzählband, und dieser Ermutigung schließe ich mich gern an. Ich bin Ihnen, Herr Menasse, am 31. Oktober 2018 das erste Mal begegnet. Sie waren zu einer Lesung hier ins Schauspielhaus gekommen. Als ich mich vorstellte und erwähnte, dass ich auch für den Ablauf der Dresdner Reden verantwortlich sei, schlug mir ein gewisser Unmut, ein Widerwille entgegen. Ohne Umschweife sagten Sie mir: „Ich will eigentlich gar keine Rede halten. Ich will meine Ruhe und nichts tun müssen.“ – Wie froh ich war, trotz Ihrer kleinen Provokation so hartnäckig geblieben zu sein, hat sich dann im Laufe des Abends am 31. Oktober 2018 gezeigt.

Von dieser Lesung ist mir geblieben, dass ich im Grunde ein anderes Buch gelesen habe. Jedenfalls habe ich beim stillen Lesen nicht annähernd so viel gelacht wie an diesem Abend, als Sie daraus vorgelesen haben. Wobei Vorlesen nicht ganz den Kern der Sache trifft: Denn Sie lesen ja nicht einfach nur vor. Der Text liest ja Sie. Das Drängen Ihres Körpers begleitet die Sprache und findet ihren Ausdruck im Körper. Mal verselbstständigt sich die Sprache und löst sich vom Körper, dann sagt das Wort etwas anderes als der Körper. Dann entlarvt die Sprache ihn – oder umgekehrt – der Körper das Sprechen. – Berufskrankheit, dass ich kurz dachte: Er gäbe sicher auch einen überzeugenden Schauspieler ab, falls das mit dem Schreiben mal nicht mehr klappen sollte ... Wenn Sie lesen, liest Sie der ganze Körper gleich mit. Da wird mit den Füßen gescharrt als würden Sie nochmals die Straßen Brüssels ablaufen von der

Rue de la Braie bis zur Ecke Rue du Vieux Marche aux Grains. Da wird unruhig auf dem Stuhl nach vorn- und zurückgerutscht, als möchten Sie hier und jetzt in die politische Debatte im Europäischen Parlament eingreifen. Da wird geflüstert, wo geliebt wird und gepoltert, wo der Machtverlust droht. Ich bin sicher, hätten Sie eine Flasche Grüner Veltiner zur Seite gehabt, den Sie sich auf jeder Ihrer Vorlesestationen wünschten und nie bekommen haben, Ihre Milz hätte sich auch noch gemeldet und zu tanzen begonnen. Und ohne Ihren Wiener Schmä, diese österreichische Bösartigkeit, die – wie ich an diesem Abend auch lernen durfte – immer das Gegenteil meint und nicht wirklich eine Kränkung ist –, ohne Ihre erkennbare Lust am Sinnlichen, wären das „Schwein im lächerlichen Galopp durch Brüssel“, der „Senf, der nur dafür gemacht zu sein scheint, den Eigengeschmack einer Speise völlig zu überdecken, ohne selbst zu schmecken“, „der graue Anzug“, „der Nadelstreifenpyjama mit Universitätswappen“ und die „Milz“ als Sinnbild Europas – allmählich verblasst. Insofern war Ihre Lesung auch eine Lesung gegen das Vergessen, zumindest gegen mein Vergessen.

Gegen das Vergessen – hier schließt sich für mich der Kreis – ob es die Geschichte über das Wiener Judenkind ist, das viele Jahre später Dresden besucht, oder David de Vriend aus DIE HAUPTSTADT, der als Kind von einem Deportationszug gesprungen ist und sich im Rahmen einer geplanten Gedenkveranstaltung der EU an das erinnern soll, was er gern vergessen möchte, bis er schließlich ein Begräbnis bekommt, das stillschweigend zum Begräbnis einer ganzen Epoche wird: der Epoche der Scham – Sie, lieber Robert Menasse, erinnern als Österreicher und euphorischer Europäer unerbittlich an den Zivilisationsbruch der Shoa als Gründungsmythos der Europäischen Union und engagieren sich für eine Europäische Republik, die sich auf der Idee: Nie wieder Krieg, deshalb Europa! gründet.

Und wenn es schon keinen guten Anfang geben mag laut Martin Susman, so doch, das hoffe ich mit Eva Strittmatter, zwischen Ende und Anfang ein gutes Leben:

„In dieser Welt zu leben, ...
Und sich darüber hinwegzuheben,
so dass man vertrauensvoll sprechen kann
zu einem Kind: das Leben ist gut,
ist eigentlich mehr, als man leisten kann.
Dazu gehört ein Über-Mut ...
Und doch sage ich: Das Leben ist gut.“

Ich freue mich auf Ihren Über-Mut und darf Sie jetzt auf die Bühne bitten.

UNTER DEM BALDACHIN DER MÖRDER

Dresdner Rede von Robert Menasse

Sehr geehrte Damen und Herren,

morgen bin ich tot. Davon gehe ich aus. Und davon müssen Sie ausgehen, wenn Sie mir nun zuhören.

Und ich frage mich: Was ist unter dieser Voraussetzung so wichtig, dass es noch gesagt werden muss, von mir, was liegt mir so sehr am Herzen, dass ich es unbedingt noch sagen will. In meiner letzten Rede, vor Publikum.

Als ich eingeladen wurde, hier eine Rede zu halten, erkundigte ich mich natürlich, worüber ich denn sprechen solle, ob es also eine inhaltliche Vorgabe gäbe. Da wurde mir von einer heiteren Stimme am Telefon erklärt: Sie können sagen, was Sie wollen! Nun kann man schwerlich ablehnen, zu sagen, was man sagen will.

Andererseits: Was will man noch sagen, wenn man weiß, dass es gleichsam letzte Worte wären, im Bewusstsein, dass alles lächerlich ist, wenn man an den Tod denkt? Ich rede jetzt nicht von Abschied im kleinen Kreis, von der Familie, von Menschen, die einem nahe stehen, wenn man denn das Glück hat, sich so verabschieden zu können, und nicht wie vom Blitz getroffen umzufallen oder aber weg zu dümmern, ohne mehr jemanden zu erkennen. Ich frage mich also nicht, ob ich dann stoisch oder doch weinerlich, abgeklärt in Erwartung von Erlösung oder aber verzweifelt wegen des Abschieds von einem unerlösten Leben, meine Lieben ein letztes Mal meiner Liebe versichere, sie für manches um Verzeihung bitte und guten Glaubens oder aber verlogen den Trost eines Wiederschens in einer anderen Welt bemühe. Ich habe so eine

Abschiedsszene einmal erlebt, die völlig missglückt, allerdings auf elende Weise zutiefst menschlich war: am Spitalsbett des von mir verachteten zweiten Mannes meiner Großmutter, der ein alter Nazi war – niemand in der Familie hat verstehen können, dass Oma diesen Mann hatte heiraten können – und der vom Krebs zerfressen mit seiner Nazi-Biographie nur ein einziges Problem hatte: drei Mal sagte er, gleichsam als Vermächtnis: „Kinder, raucht nicht! Bitte raucht nicht!“, bevor er die Augen schloss. Nein, ich meine die öffentliche Rede, hier vor Ihnen, als letzte Gelegenheit, eine Botschaft zu formulieren, die dem Anspruch nach ein bleibendes Vermächtnis wäre, Sätze, die ich tippe, als würde ich sie mit einem Meißel in Steintafeln schlagen, Gedanken, bei denen ich mitdenke, dass ich sie nicht mehr revidieren kann, Botschaften mit dem Pathos eines Satzes wie „Der Mensch sei dem Menschen kein Wolf“, aber ohne dessen „Ja, eh!“-Banalität, allerdings mit der eleganten und zugleich revolutionären Kühnheit der Formel „ $E = mc^2$ “.

Es ist natürlich ein Gedankenspiel. Und um Ihnen zu verdeutlichen, was ich meine, frage ich jetzt Sie, jeden einzelnen von Ihnen: Was würden Sie, wenn Sie jetzt hier an meiner Stelle stünden, sagen, im Wissen, dass es Ihre letzten öffentlichen Worte wären, Ihre letzte Gelegenheit, der Welt etwas mitzuteilen? Pathetisch gesagt: Ihre Einsicht in das Existenzielle, am Ende Ihrer Existenz. Ihr Testament an die Menschheit, Mahnung, Vermächtnis, Frohbotschaft, was immer Sie wollen – was Sie jedenfalls glauben, noch sagen zu müssen.

Ich gebe Ihnen jetzt kurz die Gelegenheit, darüber nachzudenken.

(Abgang von der Bühne)
(5 Minuten später zurück)

Sehr geehrte Damen und Herren! Haben Sie einen Gedanken fassen können, haben Sie, wenn auch natürlich nicht gleich in gelungenen Formulierungen, aber doch inhaltlich Klarheit darüber erlangt, was Sie zu allerletzt sagen wollten, was nur Sie sagen könnten, und von dem Sie meinten, dass es gesagt werden müsste?

Ist es nicht seltsam, dass Ihnen nichts eingefallen ist, oder aber dass Sie sofort alles angezweifelt haben, was Ihnen eingefallen ist? Ich glaube nicht, dass ich mich täusche, wenn ich das behaupte. Ist es nicht interessant, dass Ihnen, wenn Sie jetzt wirklich kurz darüber nachgedacht haben, eher eine ganze Reihe von Dingen eingefallen ist, die zu sagen lächerlich wäre, unwesentlich, beschämend, völlig unnötig oder gar peinlich, sie mitzuteilen? Es gibt vieles, das uns im Leben so erregt, dass wir dann in solchen Momenten an gar nichts anderes mehr denken können, oder das uns so betäubt, dass wir eine Zeit lang gar nichts mehr denken können, oder das uns in bestimmten Lebenssituationen Gift in die Seele träufelt, so dass wir uns krümmen vor Schmerzen,

während wir dennoch so tun, als ließen wir uns nicht biegen oder brechen. Aber in der Regel bleibt nichts davon übrig, und das Wenigste wäre von Bedeutung für andere. Jeder hat seine Geschäftsgrundlage des Lebens. Allzu oft hüpfen die Zyniker vor, was Erfolg ist, während wir verzweifelt aufzeigen, um auf diesem Boden zweifelhafter Tatsachen bemerkt zu werden. Allzu oft haben wir Scharmützel mit Menschen, die wir auf groteske Weise ernst nehmen, oder von denen wir mit taubem Erstaunen erkennen, wie verbissen ernst jene diese Scharmützel nehmen, und das sind Menschen, deren Namen gewiss nicht das Nachleben haben werden, das wir uns für uns selbst erhoffen, wobei auch diese Hoffnung eitel ist, wenngleich selbstverständlicher als alles Ressentiment, das wir hegen. Ich schätze, dass 90 Prozent der Konflikte, die wir persönlich haben, aber auch der Konflikte, die wir als gesellschaftliche oder gar als globale wahrnehmen und als Realität nicht bloß erleben, sondern auch akzeptieren, nur deshalb aufleben und langlebig sind, weil wir nicht an den Tod denken. Nein, das ist nicht ganz richtig. Korrekt ist: dass wir uns nur den Tod der anderen vorstellen können, oder gar ihn wollen, zumindest symbolisch, jedenfalls hinnehmen. Nicht mein unvermeidlicher Tod ist das Problem, der Tod der anderen ist der Skandal – der vermeidbare, oder auch nur achselzuckend hingenommene, durch unser Leben und Wahlverhalten beförderte Tod. Sie wollen Beispiele? Sie kennen Sie doch! Sie alle leben doch unter dem großen bunten Regenbogen der Beispiele in allen Spektralfarben. Sie lesen doch Zeitungen. Wir, meine Zeitgenossen, haben auf unserem Erdteil das Privileg gehabt, uns die Frage stellen zu können, wie wir nicht bloß überleben, sondern ein glückliches Leben führen können, manche haben mit diesem Anspruch ihren Egoismus, andere ihr soziales Engagement begründet – wir sind alle gescheitert. Gemessen daran, dass am Beginn meines Erwachsenenlebens die Hoffnungen in die Zukunft größer waren als jetzt, oder besser gesagt, dass es sie gab, im Gegensatz zu jetzt.

Also, was wären, dies recht bedacht, Ihre letzten Worte?

Wollen Sie die ganz großen Probleme ansprechen, die Sie dann zu ganz großen Mahnungen herausfordern? Zum Beispiel den Klimawandel, die Erderwärmung? Der ökologische Kollaps des Planeten, und damit das Ende der menschlichen Zivilisation, überhaupt das Ende der menschlichen Gattung? Glauben Sie im Ernst, dass wir alle, die Produzenten des Problems, oder präziser gesagt: wir, die wir wieder einmal die Mitläufer in einem Verhängnis sind, die glaubhafte mahnende Stimme sein können? Was wir sehen, oder mit einiger Einsicht dramatisch erleben, ist doch, dass ein real drohendes Unheil, nach klassischer Menschensitte, wenn es in aller Munde ist, bloß zur Floskel wird.

Oder Big Data. Die sogenannten Sozialen Medien. Digitalisierung der Welt. Überhaupt Globalisierung. Alles, wovor wir uns fürchten, während wir davon und damit leben. Ist es das, worüber Sie eine letzte Rede halten wollten? Wo es doch am

Stand der Dinge vielleicht genügt, einen einzigen Satz zu sagen und kurz inne zu halten, zum Beispiel diesen Satz: „Wir sollten das Leben gestalten, statt zu versuchen fit zu bleiben, während wir es erleiden!“

Aber wer von uns, sehr geehrte Damen und Herren, will diese Wahl treffen, während er wählt, wie er wählt? Und sich kein anderes Demokratiemodell vorstellen kann, als dieses, das er nie erkämpft hatte, und das ihm/das Ihnen nichts anderes mehr garantieren kann, als eine Beruhigung durch das Gewohnte und zugleich den Frust über das Gewohnte.

Nein, meine Damen und Herren, wir alle haben nichts mehr zu sagen, und das erklärt das Gebrüll, das wir hören.

Aber das Gebrüll ist draußen, und wir sind herinnen.

Ich hatte die Idee, diese Rede mit dem Gedankenspiel zu beginnen, dass es meine letzte Gelegenheit wäre, etwas zu sagen, als ich just an dem Tag, als ich die Rede zu schreiben beginnen wollte, eine kleine Nahtod-Erfahrung machte. Details und Krankengeschichte sind jetzt uninteressant, nur soviel: ich wurde dank eines guten Gesundheitssystems des Landes, in dem ich lebe, sehr schnell in ein Krankenhaus gebracht und stabilisiert. Und was mir Todesangst eingejagt hatte, hat sich letztlich als sehr banal herausgestellt. Aber diesen Gedanken hatte ich, als ich, von Ärzten und Geräten überwacht, stundenlang da lag: was sage ich, wenn ich wüsste, dass die Rede, die ich an diesem Tag schreiben wollte, und falls ich sie noch werde halten können, meine letzte wäre?

Ich atmete ein und aus, immer befreiter, und kam im Lauf der Zeit, in den Stunden der wachsenden Beruhigung, dass ich zurückkehre in die Lebenszeit, zu drei Gewissheiten: erstens, ich würde meiner Tochter etwas anderes sagen als Ihnen, ich würde meine Tochter davor warnen, was ich von Ihnen verlange: sich zu exponieren. Ich wünsche ihr ein ruhiges Leben, aber von Ihnen fordere ich einen Kampf im unruhigen Leben, mit allen Verletzungen, die Engagement zur Folge hat.

Zweitens dachte beziehungsweise bemerkte ich, dass meine Verachtung, die ich gegenüber gewissen Menschen hatte, plötzlich verschwand, meine Verachtung von jenen, die, wenn sie Schwächere oder vermeintlich Schwächere wittern, in kindischen kleinen Machträuschen brutal oder zynisch und selbstgerecht werden, diese Nattern des sozialen Lebens, die zugleich so angepasst sind, dass sie einen freien Geist als Skandal im Vergleich zu ihrem eigenen Leben empfinden. Statt Verachtung empfand ich plötzlich Empathie bei der Vorstellung, wie es ihnen gehen wird, wenn sie ihren Befund bekommen. Und selbst, wenn sie dann so vertrottelt sein sollten wie der zweite Mann meiner Oma – ich hatte an Stelle von Wut Mitleid mit ihnen. Das ist eine seltsame Erfahrung: ein Last-Minute-Christ zu sein in Hinblick auf gnadenlose Menschen, die angeblich wirklich Christen sind.

Drittens, und am Wichtigsten: mir wurde klar, dass ich in einer letzten Rede nichts zu sagen habe. Keine letzten Worte. Mir wurde klar, dass ich mich immer nur als Zeitgenosse im Prozess des Lebens äußern kann. Also nichts mehr zu sagen habe, wenn ich weiß, dass meine Zeitgenossenschaft erlischt. Diese Einsicht ändert allerdings nichts an meinem Anspruch, im Gegenteil, bestärkt ihn: so zu erzählen und auch öffentlich so nachzudenken, dass meine Zeitgenossen sich erkennen und spätere uns verstehen. Mir wurde klar, dass alles, was ich sage, vorläufig ist, und dass just in dieser Vorläufigkeit, allerdings in ihrer Verdichtung, eventuell mein Nachleben begründet ist. Nun ist das aber wahrscheinlich der typische Anspruch eines Schriftstellers. Aber was wäre Ihrer?

Eines verbindet uns jetzt: die Erinnerung daran, dass wir um unsere Sterblichkeit wissen. Das ist in Hinblick auf alles Leben auf diesem Planeten zweifellos ein Alleinstellungsmerkmal der Menschen. Ich weiß nicht, ob Ihnen aufgefallen ist, dass in Hinblick auf die Frage, was den Menschen zum Menschen macht, gegenwärtig ein bezeichnender Perspektivwechsel stattfindet.

Noch bis vor Kurzem beantwortete man diese Frage, indem man die Unterschiede zum Tier hervorhob, jetzt denkt man sozusagen in die andere Richtung und zieht Vergleiche mit Robotern und künstlicher Intelligenz. Nicht mehr das animalische Leben ist die Messlatte, sondern die funktionale Kälte des Artifizialen. Beide Vergleiche haben allerdings etwas gemeinsam: Sie definieren ein grundsätzliches Überlegenheitsgefühl, und der Unterschied besteht nur darin, dass dieses in die Epoche unserer Möglichkeiten des Lebens-Designs gehoben wird. Darüber hinaus sagt es nichts über mein wirkliches Mensch-Sein aus. Wenn ich zum Beispiel höre, dass der Mensch jedem Roboter ewig überlegen sein werde, weil kein Roboter, selbst bei höchst entwickelter künstlicher Intelligenz, jemals in der Lage sein wird, eine Symphonie zu komponieren wie Beethovens Neunte, muss ich gestehen: Ich werde das auch nie können. Nein, es ist, wenn auch nicht ausschließlich, das Wissen um unsere Sterblichkeit, die uns von beiden unterscheidet.

Und es gibt einen zweiten großen Unterschied, der aber im Hinblick auf die Frage, was den Menschen zum Menschen macht, seltsamerweise nie reflektiert, nie erwähnt wird – als gäbe es einen kollektiven Verdacht, dass es sich dabei um eine zwar schöne, aber unbewiesene Behauptung, wenn nicht überhaupt um eine Lüge handelt. Und damit meine ich den Gedanken, dass nicht nur jeder einzelne Mensch von seiner Sterblichkeit weiß, auch wenn es ihm gelingt, dies über lange Zeit zu verdrängen, sondern dass dies in einem sehr umfassenden Sinn mit mannigfachen Konsequenzen ein Gattungsbewusstsein erzeugt, und Gattungsbewusstsein ist etwas, das keine andere Gattung hat. Nur unter der Voraussetzung von Gattungsbewusstsein kann man den Wunsch und schließlich das Recht ableiten, von anderen Menschen als Mensch behandelt zu werden, mit allen Implikationen, die das hat.

Aber wie ist es tatsächlich um unser Gattungsbewusstsein bestellt?

Ich habe den vorgestrigen Tag gut überlebt, bin gestern bis zu dieser Frage gekommen und habe heute (damit meine ich natürlich den Schreibtage, nicht heute, da ich vor Ihnen stehe) den halben Tag nach einem ersten Satz gesucht. Ich möchte bei der Frage, was es bedeutet, oder bedeuten müsste, dass wir wissend sterbliche Tiere oder irgendwann erlöschende natürliche Intelligenz in Konkurrenz zu Robotern sind, von diesem Satz ausgehen:

Es blieb der Menschheit überlassen, die Unmenschlichkeit auf die Welt zu bringen.

Das ist kein schlechter erster Satz. Die größte Schwierigkeit bei allen grundsätzlichen Überlegungen besteht ja nicht darin, Schlüsse aus unseren mäandernden, mehr oder weniger stringent sich entwickelnden Gedanken zu ziehen, sondern viel mehr darin, einen Satz zu finden, von dem wir ausgehen können, ohne sofort in die Automatik des schon immer Gedachten zu fallen. Schlüsse sind nie das Problem. Aber es ist erstaunlich, wie wenig wir uns die Voraussetzungen bewusst machen, die uns zu unseren Schlüssen verleiten. In der Regel ist das Vorausgesetzte das nicht von uns Vorausgesetzte. Es ist bloß Gewohnheit, das Nicken zu Es-ist-wie-es-ist. Das hinterfragen wir nicht, wir gehen davon aus. Selbst dann, wenn es uns nicht glücklich macht, uns Schmerzen bereitet oder demütigt. Oder gar uns in Leben und Menschenwürde bedroht. In der Differenz zwischen Realität und Sonntagsreden halten wir die Realität nicht für eine Abweichung, sondern die Zustimmung zu ihr für Realismus, statt realistisch und begründet auf die Einlösung der Versprechen der Sonntagsreden zu insistieren.

Eher versucht der überwiegende Teil der Menschen – und ich spreche von der Gattung! wie sie in Individuen zerfällt, die ein Kollektiv von Solipsisten bildet – eher versucht also der überwiegende Teil der Menschen, sich selbst zu verändern, um besser hineinzupassen in den Zustand der Welt, in den wir mit dem Auftrag, sie zu einem menschlichen Ort zu machen, hineingestoßen wurden, statt die Prämissen zu hinterfragen, das Vorausgesetzte in Frage zu stellen. Manchen gelingt das sogar, aber um welchen Preis? Vielen gelingt es nicht, kann es nicht gelingen. Hier kennen wir den Preis, wir sehen ihn angeschrieben in den Medien, ob sozial oder nicht, auf den Straßen, in Gesichtern, in den Formen des Umgangs der Menschen untereinander: Es ist der Hass, die Wut, das Ressentiment, das sind die Münzen, mit denen heimgezahlt wird, dass das Gegebene, das Vorausgesetzte, das Gewohnte diesen Menschen nicht heimelig, nicht Heimat ist.

Ist der Lebenswille wirklich so unbeugsam, dass man in einer solchen Welt trotz allem unbedingt leben will?

Es schaut so aus. Davon leben einige wenige sehr gut.

Aber bei aller Wut so vieler – sie wollen nicht hinterfragen, was der Grund ihrer

Misere ist, einer Misere, die weit in den sogenannten Mittelstand hineinreicht und sich auch in den Intelligenzblättern mit zunehmendem Ressentiment artikuliert, sie wollen vielmehr ihr Recht im Ungerechten. Sie wollen von den Verhältnissen, von denen sie gedemütigt, missachtet, an den Rand gedrängt werden, anerkannt werden – ich muss lachen und weinen, wenn ich das beobachte. Sie wollen Anerkennung, das verstehe ich, das ist ihr gutes Recht, es ist ein Menschenrecht, aber warum wollen sie menschliche Anerkennung ausgerechnet von einer Welt erhalten, die sie von ihren Mitmenschen trennt, die spaltet – denn das ist doch ihre Erfahrung, die Welt, wie sie organisiert ist, spaltet die Menschen, die Gattung, die Menschheit, sie hat die Wütenden abgespalten von den Fitten, den mehr oder weniger Glücklichen, den vermeintlich Glücklichen, und beide von den Hoffnungslosen, die nicht nur materiell nichts haben, sondern nicht einmal mit der Empathie der Satten rechnen können.

Es gibt also offensichtlich keine „Menschheit“, so wenig wie es ein kollektives Bewusstsein irgend einer anderen Gattung gibt. Der Unterschied zu anderen Gattungen ist nur, dass Menschen das Ideal oder die Ideologie von Gattungsbewusstsein erzeugen konnten.

Aber der Begriff Menschheit würde wirkliches Gattungsbewusstsein und nicht zuletzt Gattungssolidarität voraussetzen. Diese Voraussetzung ist nie und nirgendwo nachhaltig bestätigt worden. Die Aufhebung des Individuums im Allgemeinen der Gattung bei gleichzeitiger Anerkennung seiner Einzigartigkeit existiert wesentlich nur im Anspruch der universalen Geltung der Menschenrechte.

Leider sind sie aber nicht so universal wie die Besiedelung dieses Planeten durch Menschen. Die UN-Menschenrechtscharta von 1948 ist eine unverbindliche Empfehlung, die ich weiß nicht wie viele Staaten nicht unterschrieben haben, auch nicht die USA, die Wächter über Freiheit und Demokratie in der Welt.

In Europa ist die Menschenrechtscharta seit dem Lissabon-Vertrag Verfassungsgrundlage für die EU-Mitgliedstaaten, wurde aber nicht unterzeichnet vom Vereinigten Königreich, der ältesten Demokratie Europas.

Was haben diese Länder, die wir als vorbildliche Demokratien bezeichnen, für ein Problem mit Menschenrechten?

Ganz einfach. Ihr Problem ist der Anspruch der Unteilbarkeit der Menschenrechte. Mir erzählte ein englischer Kommissionsbeamter in Brüssel, dass UK die Menschenrechtscharta deswegen nicht unterzeichnen wollte, weil Britain „as ruling nation of Commonwealth“ nicht die geringste Lust hat, wegen Sklaven- oder Kinderarbeit, die es in Teilen des Commonwealth noch gibt, vor den europäischen Gerichtshof zu kommen.

Das ist Weltpolitik. Gleichzeitig erleben wir, dass öffentlich, bis in die tiefsten Niederungen der gesellschaftlichen Kommunikation die universale Gültigkeit der

Menschenrechte in Frage gestellt wird, mit einer Schamlosigkeit, die vor wenigen Jahren noch unvorstellbar war. Die miserablen Bürger europäischer Nationen, die buchstäblich ein Mördergeschäft mit Waffenlieferungen in Kriegsgebiete machen, sprechen den Menschen, die vor diesen Waffen flüchten, das Recht ab, ihr Leben retten zu wollen. Bauern in Ländern, die ihre Produkte hochsubventioniert in Länder exportieren, deren Landwirtschaft und Infrastruktur dadurch zerstört wird, nennen die Menschen, deren Lebensgrundlage sie zerstört haben, und die sich auf den Weg machen, um irgendwie zu überleben, „Wirtschaftsflüchtlinge“, gerne versehen mit „bloß“: „bloß Wirtschaftsflüchtlinge“, auf jeden Fall abwertend gemeint. Menschen, die den Klimawandel, den sie durch ihren CO₂-Ausstoß als globales Problem produzieren, und ihn nur als schönen Sommer mit weniger Regentagen erleben, mobilisieren gegen Menschen, die vor Dürre, Hunger und Tod flüchten. Immer mehr Menschen grölen „Wir sind das Volk“ und glauben allen Ernstes, dass andere Menschen nicht zum Volk oder andere Völker nicht zur Menschheit gehören.

Wir haben unsere Werte. Ich sprach schon die Sonntagsreden an. Ich wollte es lange nicht glauben, habe mich geweigert, es so zu sehen, aber wenn Sie mich am Sterbebett fragen, wo es keinen Sinn mehr hat zu heucheln, zu lügen, sich etwas vor zu machen, dann sage ich Ihnen: Natürlich drückt sich der Wert im Preis aus. Zum Beispiel: Pressefreiheit – das ist ein Wert. Ein heiliger Wert im aufgeklärten Europa. Wird aber ein kritischer Journalist ermordet (und ich will jetzt gar nicht an die schockierenden Umstände dieses Mords erinnern, an den ich jetzt denke), dann sehen wir diesen Wert sofort in Euro übersetzt: 4,75 Milliarden Euro, das ist der Wert der Waffenlieferungen Europas an die Mörder, die nun nicht Mörder, sondern wichtige strategische Partner genannt werden.

Menschenrechte? Schauen Sie nach in den Exportstatistiken der Europäischen Länder, wie hoch der Gewinn aus Waffenexporten ist und wie hoch die Kosten für die Menschen, die vor diesen Waffen flüchten.

Soviel zur Ideologie des Gattungsbewusstseins.

Und was wollten Sie jetzt sagen, wenn Sie an meiner Stelle wären und eine letzte Rede halten könnten, als sterbendes Tier, als abstürzendes Intelligenz-Programm, von Mensch zu Mensch?

Ich werde morgen nicht sterben, dennoch war diese Rede vielleicht die letzte, zumindest für sehr lange Zeit. Ich will nicht mehr reden, ich will lieber wieder mehr schreiben, erzählen, ich will erzählen von den Ansprüchen, den Hoffnungen und dem Scheitern der Menschen in meiner Lebenszeit, so dass meine Zeitgenossen sich erkennen und spätere uns verstehen. Das bedeutet, vielleicht doch Empathiefähige zu finden, heute und später, unter dem Baldachin der Mörder.

DRESDNER REDEN 1992 – 2019

1992

Günter Gaus – Christoph Hein – Egon Bahr – Willy Brandt
Dieter Görne, Thomas Rosenlöcher, Uta Dittmann, Wolfgang Ullmann

1993

Hans-Dietrich Genscher – Friedrich Schorlemmer – Tschingis Aitmatow –
Regine Hildebrandt
Hildegard Hamm-Brücher, Heinz Czechowski, Heinz Eggert, Rainer Kirsch

1994

Heiner Geißler – Konrad Weiß – Wolfgang Thierse – Christa Wolf
P. Lothar Kuczera S.J., Benedikt Dyrlich, Hanna-Renate Laurien, Antje Vollmer

1995

Horst-Eberhard Richter – Alfred Hrdlicka – Kurt Biedenkopf – Walter Jens
Hans-Joachim Maaz, Werner Stötzer, Ludwig Güttler, Günter Jäckel

1996

Hildegard Hamm-Brücher – Margarita Mathiopoulos – Dževad Karahasan – Fritz Beer
Wolfgang Lüder, Bärbel Bohley, Hubert Kross jr., Dieter Schröder

1997

Günter de Bruyn – Libuše Moníková – Günter Grass
Thomas Rosenlöcher, Friedrich Christian Delius, Volker Braun

1998

Jens Reich – Fritz Stern – Adolf Muschg – György Konrád
Janusz Reiter, Kurt Biedenkopf, Sigrid Löffler, Karl Schlögel

1999

Jutta Limbach – Brigitte Sauzay – Andrei Pleșu – Rolf Schneider
Steffen Heitmann, Rudolf von Thadden, György Konrád, Hans-Otto Bräutigam

2000

Peter Sloterdijk – Wolfgang Leonhard – Wolf Lepenies
Eberhard Sens, Johannes Grotzky, Friedrich Schorlemmer

2001

Adolf Dresen – Rita Stüssmuth – Daniel Libeskind – Volker Braun
Sigrid Löffler, Wolfgang Thierse, Heinrich Wefing, Friedrich Dieckmann

2002

Bassam Tibi – Alice Schwarzer – Daniela Dahn – Egon Bahr
Reiner Pommerin, Alexander U. Martens, Ingo Schulze, Friedrich Schorlemmer

2003

Michael Naumann – Susan George – Wolfgang Ullmann
Moritz Rinke, Peter Weissenberg, Jens Reich

2004

Hans-Olaf Henkel – Joachim Gauck – Karl Schlögel
Martin Gillo, Frank Richter, Alexandra Gerlach

2005

Dieter Kronzucker – Klaus von Dohnanyi – Christian Meier – Helmut Schmidt
Susanne Kronzucker, Aloys Winterling, Dieter Schütz

2006

Hans-Jochen Vogel – Heide Simonis – Margot Käßmann – Joschka Fischer
Christoph Meyer, Dieter Schütz, Reinhard Höppner, Mario Frank

2007

Gesine Schwan – Valentin Falin – Gerhard Schröder – Oskar Negt
Katrin Saft, Egon Bahr, Martin Roth, Friedrich Schorlemmer

2008

Elke Heidenreich – Lothar de Maizière – Peter Stein – Julia Franck
Karin Großmann, Hans-Joachim Meyer, Peter Iden, Eva-Maria Stange

2009

Fritz Pleitgen – Jörn Rüsen – Jan Philipp Reemtsma – Meinhard von Gerkan
Wolfgang Donsbach, Jürgen Straub, Harald Welzer, Wolfgang Hänsch

2010

Kathrin Schmidt – Dieter Wedel – Peter Kulka – Bernhard Müller
Jörg Magenau, John von Düffel, Dieter Bartetzko, Eva-Maria Stange

2011

Charlotte Knobloch – Rüdiger Safranski – Jonathan Meese – Dietrich H. Hoppenstedt

2012

Frank Richter – Gerhart Rudolf Baum – Andres Veiel – Ingo Schulze – Ines Geipel

2013

Stephen Greenblatt – Markus Beckedahl – Jürgen Rüttgers – Nike Wagner

2014

Heribert Prantl – Roger Willemsen – Jürgen Trittin – Sibylle Lewitscharoff

2015

Heinz Bude – Carla Del Ponte – Jakob Augstein – Andreas Steinhöfel – Michael Krüger

2016

Naika Foroutan – Peter Richter – Giovanni di Lorenzo – Joachim Klement

2017

Ilija Trojanow – Lukas Bärfuss – Eva Illouz – Matthias Platzeck

2018

Richard Sennett – Norbert Lammert – Dunja Hayali – Eugen Ruge

2019

Doris Dörrie – Karola Wille – Robert Menasse – Ian Kershaw

IMPRESSUM

Spielzeit 2018/2019

HERAUSGEBER Staatsschauspiel Dresden

INTENDANT Joachim Klement KAUFMÄNNISCHER GESCHÄFTSFÜHRER Wolfgang Rothe

GRAFISCHE GESTALTUNG Andrea Dextor

TEXTNACHWEISE Alle Rechte liegen bei den Redner*innen.

GENDERHINWEIS

Aus Gründen der einfacheren Lesbarkeit wird in dieser Publikation an manchen Stellen auf eine geschlechtsneutrale Differenzierung, z. B. Besucher*innen, verzichtet. Entsprechende Begriffe gelten im Sinne der Gleichbehandlung grundsätzlich für alle Menschen.

Das Staatsschauspiel Dresden ist Mitglied
der European Theatre Convention.



03.2019